

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG

1960

HEFT 14

(SCHLUSSHEFT)

MÜNCHEN 1960

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

Inhaltsübersicht

Summare der Vorträge des Jahres 1960:

Althaus, Paul:	Der gegenwärtige Stand der Frage nach dem historischen Jesus (6. Mai)	11
Babinger, Franz:	Das Ende der Arianiten (5. Februar)	6
Babinger, Franz:	Zwei unbeachtete Stambuler Gesamtansichten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (3. Juni)	13
Babinger, Franz:	Laudivius Zacchia, Erdichter der „Epistolae Magni Turci“ (Neapel 1473 u. ö.) (11. November)	22
Baethgen, Friedrich:	Ein Pamphlet Karls I. von Anjou zur Wahl Past Nikolaus' III. (8. Juli)	17
Ernstberger, Anton:	Post und Politik. Zum Abwehrkampf Kaiser Leopolds I. gegen König Ludwig XIV. (8. Januar)	5
Franke, Herbert:	Zur Biographie von Johann Heinrich Plath (1802 bis 1874) (3. Juni)	16
Frings, Theodor:	Die Anfänge der europäischen Liebesdichtung im 11. und 12. Jahrhundert (4. März)	10
v. Fritz, Kurt:	Mathematiker und Akusmatiker bei den alten Pythagoreern (7. Oktober)	19
v. Loewenich, Walther:	Die Eigenart von Luthers Auslegung des Johannes-Prologes (8. Juli)	18
Müller, Theodor:	Frühe Beispiele von Retrospektive in der deutschen Plastik (9. Dezember)	24
Rehm, Walter:	Heinrich Wölfflin als Literaturhistoriker (8. Juli)	19
Rheinfelder, Hans:	Lebensvorgänge, Krankheiten und Heilung in den Gedichten Cecco Angiolieris und anderer burlesker Dichter der Dantezeit (7. Oktober)	20
Werner, Joachim:	Ausgrabungen der spätrömischen Kommission der Akademie auf dem Goldberg bei Türkheim (Schwaben) 1958/59 (4. März)	10
Ziegler, Joseph:	Antike und moderne lateinische Psalmenübersetzung (4. März)	9

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis des Bandes 1960 der „Sitzungsberichte“ sind diesem Heft lose beigelegt.

Sitzungen 1960

Sitzung vom 8. Januar 1960

Anton ERNSTBERGER trägt vor: „Post und Politik. Zum Abwehrkampf Kaiser Leopolds I. gegen König Ludwig XIV.“

Den durch Jahrzehnte hin fortgesetzten Angriffen Ludwigs XIV. gegen Kaiser und Reich im allgemeinen, gegen die habsburgischen Länder im besonderen, mit Erfolg begegnen zu wollen, war nicht leicht. Es war um so schwerer, weil die Abwehrkämpfe gleichzeitig nach mehreren Seiten hin geführt werden mußten, gegen Frankreich im Westen, gegen dessen offenen oder stillen Bundesgenossen Schweden im Norden und gegen den immer auf der Lauer liegenden Türkenfeind im Osten. Zudem war es ein Kampf mit völlig ungleichen Waffen. Frankreich glich mit seinem geschlossenen, zentralistisch ausgerichteten Einheitsstaat einem harten Felsblock, das Reich, nach dem Westfälischen Frieden ein Sammelsurium von dreihundert Staaten und Stätchen, glich einem lockeren Schotterhaufen, ja einem Sandhaufen. Was Richelieu im 17. Jahrhundert wollte, nannte Bainville im 20. Jahrhundert „eine Staubwolke von Staaten“. Dieses Wort traf die Sache und die Lage genau.

Die Abwehr gegen die französische Übermacht, die noch dazu Bundesgenossen, deutsche Fürsten, im Reich selbst fand, ging oft seltsame Wege, mußte sie gehen, oder man verzichtete auf einen Schachzug der Notwehr. Einer dieser Wege war der Versuch, dem Gegner durch Einblick in seine Briefpost hinter manche seiner Geheimnisse zu kommen. Es gelang.

Der Punkt, wo dies hauptsächlich geschah, war das kaiserliche Postamt in Nürnberg. Der Mann, der dies tat und auf diese Weise der Wiener Politik wichtige Nachrichten in die Hand spielte, war der Nürnberger kaiserliche Postmeister Giovanni Abondio (Freiherr von) Somigliano. Ein Italiener, in Hamburg geboren (1617) und dort aufgewachsen, ein gegenreformatorisch kämpferischer Katholik, als kaiserlicher Offizier im Dreißigjährigen Kriege

rasch hochgekommen, von Kaiser Ferdinand III. zum Postmeister in Nürnberg bestellt, von Kaiser Leopold I. geadelt, auch zum Residenten, also zum persönlichen diplomatischen Vertreter des Kaisers bei der Reichsstadt Nürnberg und bei der Reichsstadt Augsburg ernannt, hier in Augsburg auch noch kaiserlicher Postmeister wie in Nürnberg, nahm dieser fähige, energische, weltgewandte Mann eine bedeutsame Stellung in ganz Süddeutschland ein. Für die Feinde des Kaisers war und blieb er zwar nur ein Gegner im Dunkeln, aber ein gefährlicher Gegner. Er starb 1677 zu Nürnberg und wurde in der dortigen Deutschordenskirche beigesetzt.

(Erschienen als Heft 1 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 5. Februar 1960

Herr Franz BABINGER trägt vor: 'Konstantin Arianiti, gen. Komnene, ein albanischer Condottiere im Italien des späten Mittelalters'. Als einer von drei Söhnen des albanischen Feudalherrn und Meisters im Kleinkrieg Georg A., und zwar aus dessen zweiter Ehe mit Pietrina Francone aus Lecce <Apulien> hervorgegangen, verlebte er seine Jugend- und Mannesjahre auf dem Boden Italiens, wo er, entweder zu Venedig oder in Apulien, um 1450 zur Welt kam. Sein Vater hatte viele Jahre hindurch in Albanien die osmanischen Streitkräfte in Schach gehalten und teilweise aufgerieben, war jedoch ums Jahr 1451 gezwungen gewesen, seiner alten Heimat den Rücken zu kehren und im Gebiete von Venedig Schutz zu suchen; ums Jahr 1461 beschloß er dort seine Tage. Seine älteste Schwester Andronika ehelichte am 26. April 1451 den albanischen Volkshelden Georg Castriota, gen. Skander-Beg, dessen Ruhm als Verteidiger Albaniens gegen die Türken den ihm nicht ungleichen seines Schwiegervaters schon zu dessen Lebzeiten, gewiß aber im Gedächtnis der Nachwelt überstrahlte, wobei Familienzwist eine nicht geringe Rolle gespielt haben dürfte. Konstantin empfing, wie so viele weitere Flüchtlinge, einen päpstlichen Ehrensold und wurde noch unter Sixtus IV. apostolischer Protonotar. Seine Schwester Angelina, Gattin des serbischen Despoten Stjepan und Stammutter balkanischer Dynasten, hatte

1485 den Paläologen Bonifaz III., Markgrafen von Monferrato (Piemont), durch ihre Tochter Maria zum Schwiegersohn erhalten, die nun ihren Oheim Konstantin an ihren Hof berief und schließlich zum Vormund ihrer beiden Söhne, der letzten Paläologen in Oberitalien, bestimmte. Als sowohl Bonifaz III. (1494) als auch seine Gemahlin Maria (1495) kurz hintereinander starben, versah C. A. nicht nur die Obliegenheiten eines Vormundes, sondern auch des Statthalters der gesamten Markgrafschaft, wo er übrigens mit einer Anzahl von Feudallehen beschenkt wurde. Die Urkunde Maximilians I., d. d. Worms 1495, XI 16, die ihn als Vormund ausdrücklich bestätigte und ihn vielleicht erstmals 'Fürst von Mazedonien und Herzog von Achaja' betitelte, hat sich ebenso wie mehrere andere auf jene Jahre bezügliche Stücke im Wiener Reichsregister erhalten. Maximilian I. hielt sehr viel von Konstantin und wollte ihn von Augsburg aus am 12. April 1496 sogar zu seinem Generalvikar in Italien bestellen. Die heimlichen Verbindungen indessen, die K. A. mit dem in Italien eingefallenen König Karl VIII. von Frankreich (1494/95) einging und die mit dem abenteuerlichen Plan des Königs, die Osmanen aus Europa zu vertreiben, das Königreich Jerusalem sowie das griechische Kaiserreich in Konstantinopel wieder aufzurichten, im Zusammenhang standen, machten den Wiener Hof zeitweise mißtrauisch und führten zu heftigen Vorhaltungen. Aus dem Briefwechsel Maximilians I. sowie des Kurfürsten von Mainz, Berthold Grafen v. Henneberg, ergeben sich deren Zweifel an der Lehenstreue des K. A., ohne daß aber der römische Kaiser seinen Günstling auf die Dauer von sich gewiesen hätte. Nach 1503, als Konstantins Obliegenheiten in Monferrato längst zu Ende waren, wandte er sich nach Rom, um im Dienste des Papstes Julius II., eines Neffen von Sixtus IV., mit denen er durch die Heirat seiner Schwester, die einen Verwandten namens Bartolommeo Giuppo, später della Rovere geheiß, geehelicht hatte, in engere Beziehung getreten war, sich als Feldhauptmann und (ab Ende 1506) diplomatischer Vertrauensmann der Kurie in Deutschland und Frankreich, freilich wenig erfolgreich, zu betätigen. Zwischen 1512 und 1517 war er gutbesoldeter Feldhauptmann der Truppen des allgemeinen Laterankonzils. Mit Venedig, dessen Großer Rat ihn und seine beiden Brüder

‘Thomas Comnino’ und Arianiti am 13. Mai 1464 zu erblichen Nobili ernannte, lebte K. A. in gespanntem Verhältnis, zumal er, als er im Frühjahr 1495 gemeinsam mit dem Erzbischof von Durazzo, Martino Albari, die Küstenbewohner Albaniens gegen die Türken aufzuwiegeln sich anschickte, verhaftet und nur auf Verwendung des damaligen französischen Botschafters bei der Markusrepublik, Philippe von Commynes, in Freiheit gesetzt worden war. Den Rest seines Lebens verbrachte K. A. als päpstlicher Feudalherr in der Romagna, wo er 1515 von der Kurie die Stadt Fano, dazu am 21. Juni 1524 noch die Burgen Montefiore und Mondaino gleichfalls als erbliche Lehen erhielt. Die Bewohner von Fano lehnten sich wiederholt gegen seine offenbare Gwalt Herrschaft auf, so daß er 1529 auf dieses Lehen gegen 5000 Dukaten Abstand Verzicht leistete und sich auf das Kastell von Montefiore zurückzog. Dort ist er bald darauf am 8. Mai 1530 gestorben, aber sein Leichnam ward in der Krypta der Basilica Sti. Apostoli zu Rom beigesetzt. Seine sechs Töchter hatten sich zu seinen Lebzeiten mit begüterten Adeligen Oberitaliens vermählt, wo eine Art Hausmacht der Arianiten sich zu bilden begann: die älteste Tochter Andronika heiratete den Titulargrafen von Zante Carlo III. Tocco, der als Flüchtling in Rom einen päpstlichen Gnadensold verzehrte, die zweite, Pentesilea mit Namen, wurde die Frau des Lek Dukagin aus einer bekannten oberalbanischen Adelsfamilie, die, soweit sie nicht muslimisch wurde, nach Italien auswich und in Ancona seßhaft wurde. Die dritte, Ippolita, heiratete Zanobio de’ Medici aus einem Nebenzweig der Florenzer Familie, nach dessen Tod einen Adeligen unweit Rimini, Lionello Piodi Carpi. Auf diese Weise wurde sie Herrin der Grafschaften Verucchio und Scorticata im Gebiete von Rimini. Polissena, die vierte Tochter, verband sich mit Rinaldo degli Ottoni auf Matelica in den Marken und wurde Mutter von 9 Kindern, die das Geschlecht jedoch nur bis 1737 fortpflanzten. Über das Schicksal der beiden letzten Töchter, Deianira, die einen Gaspere, hernach einen Giorgio Trivulzio aus der Mailänder Familie zum Manne nahm, sowie Elena, der letzten, die von einem gewissen Juan de Luna, vermutlich einem spanischen Edelmann, heimgeführt wurde, läßt sich fürs erste nichts ausfindig machen. Der einzige Sohn, der

auf den zum Vornamen gewordenen Namen Arianit getauft wurde, im übrigen sich aber gleich dem Vater als Komnenen und als 'Fürst von Mazedonien' bezeichnete, war zuletzt Befehlshaber (*prefetto*) päpstlicher Truppen und verlor kämpfend im blutigen Streit zwischen Papst Julius III. und Ottavio Farnese in der Nacht des 16. November 1551 in Torchiara unfern Parma sein Leben; sein Leichnam ward zu Parma in der Klosterkirche San Giovanni Evangelista beigesetzt. Mit ihm starb das Geschlecht der Arianiti im Mannesstamm aus.

(Erscheint in den Sitzungsberichten unter dem Titel „Das Ende der Arianiten“ als Heft 4 der Sitzungsberichte 1961)

Sitzung vom 4. März 1960

1. Herr Joseph ZIEGLER hielt einen Vortrag über Antike und moderne lateinische Psalmenübersetzungen. Unter den zahlreichen antiken lat. Übersetzungen ist das Psalterium Romanum das wichtigste, weil es am treuesten die Eigenheiten der ursprünglichen altlat. Psalmenübersetzung bewahrt hat und so als gemeinsamer Vorfahre betrachtet werden kann. Für die Textgeschichte ist das Psalterium Gallicanum sehr bedeutsam, weil es nach der hexaplarischen Rezension des Origenes bearbeitet und so dem hebr. Text angeglichen wurde. Da jedoch diese Angleichung nicht vollkommen sein konnte, da sie sich hauptsächlich auf die Hinzufügung der im hebr. Text fehlenden Teile beschränkte, jedoch die zahlreichen falsch oder schief übersetzten Teile unberücksichtigt ließ, übersetzte Hieronymus den Psalter nach dem hebr. Text (= Psalt. iuxta Hebraeos). Während das Psalt. iuxta Hebraeos eine gelehrte Arbeit blieb, wurde das Gallicanum weiterhin als Chorgebet verwendet. Die eingehende Beschäftigung mit dem hebr. Text ließ die Diskrepanz zwischen dem Urtext und dem Gallicanum immer deutlicher und empfindlicher hervortreten, so daß die Arbeit am lat. Psalter während des ganzen Mittelalters niemals abbrach (auch Luther beschäftigte sich eingehend mit der Revision des lat. Psalters). Erst in der Neuzeit 1945 wurde dieser Mangel durch das neue lat. Psalterium behoben. In textkritischer Hinsicht kann man dem neuen Psalterium höchstes Lob spenden, dagegen muß man starke Bedenken

erheben, daß statt einer Revision eine Übersetzung gemacht und dabei das altlateinische Gewand abgestreift wurde. Deshalb ist das Bemühen der Benediktiner zu begrüßen, ein neues lateinisches Psalterium in Form einer Revision des Gallicanums mit voller Beibehaltung des Vulgärlateins herauszugeben.

(Erschienen als Heft 3 der Sitzungsberichte 1960)

2. Herr Joachim WERNER berichtete über die Ausgrabungen der spätrömischen Kommission der Akademie auf dem Goldberg bei Türkheim (Schwaben) 1958/59. Die auf einem Sporn des tertiären Wertach-Hochufers an der Römerstraße Kempten–Augsburg gelegene Station, in der 1942/43 L. Ohlenroth Schürfungen vorgenommen hatte, ist mit dem Platz Rostrum Nemaviae des Itinerarium Antonini identisch. Die abschließenden, in zwei Kampagnen durchgeführten Grabungen der spätrömischen Kommission der Akademie erbrachten folgendes Ergebnis: Befestigtes Gehöft der Hallstattzeit (7. Jh. v. Chr.), Burgus zur Römerstraße aus der ersten Hälfte des 3. Jh., Befestigung mit Mauer und Graben um 270 (nach den Alamanneneinfällen), Einbau eines kleinen Rechteckturms in diokletianischer Zeit, weitgehende Neuanlage eines konstantinischen Kastells (um 320) mit 5 halbrunden und 3 viereckigen Türmen und Graben in 25 m Abstand (Durchmesser der Anlage etwa 150 m), unter Valentinian I. (364–375) im Westen Anbau eines Magazins von 33 m Länge und 17 m Breite. Die Münzreihe reicht bis Arcadius (395–408). Unter den verbauten Spolien Reste von Grabdenkmälern der mittleren Kaiserzeit und Meilenstein des Septimius Severus von 205. Die ganze Anlage wurde im 9. und 10. Jh. für eine mittelalterliche Abschnittsbefestigung (Ministerialenburg?) geplant. Die Lage der offenen mittelkaiserzeitlichen Siedlung im Raum von Türkheim konnte bisher noch nicht festgestellt werden.

3. Herr Hans RHEINFELDER legt den Vortrag vor, den Herr Theodor FRINGS (Leipzig) am 9. Februar 1959 in der Reihe der Öffentlichen Vorträge der Akademie über „Die Anfänge der europäischen Liebesdichtung im 11. und 12. Jahrhundert“ gehalten hat. Der Vortrag beobachtet eine gemeinenschliche Grundsicht einfacher lyrischer Formen und einfacher lyrischer Sprache als Zeugnis volkstümlicher Liebeslyrik aller

Völker. In diese Grundsicht gehören Frauenstrophen, Mädchenstrophen, Natureingang als lyrisches Einleitungsschema, Begegnung und Gespräch im Tagelied, Geständnis im Monolog. Deutlich an den Tanz gebunden sind z. B. die Strophen der Carmina Burana. Die Frau hat besonderen Anteil an alten Formen und alter Sprache der Lyrik. Altägyptische Frauenlieder, altromanische und altdeutsche Frauenstrophen zeigen eine vergleichbare Erlebniskette, die Abfolge einfachster gemeinmenschlicher Erlebnisse und Empfindungen, gereiht aus kleinsten sprachlichen Gliedern, aus Formeln, die Gemeingut der Völker sind. Einzelne Völker können diese oder jene Stücke der Erlebniskette bevorzugen, einzelne Lieder auf diesem oder jenem Glied der Erlebniskette aufbauen, so etwa ‚Kommen und Säumen‘, ‚Liebesgemeinschaft‘, ‚Abschied‘. Anrede und Bezeichnung der Geliebten verdeutlichen insbesondere im Deutschen eine alte volkstümliche Schicht, die von der Frau getragen wird. Lieder einfacher Sprache und Formen werden überschichtet von Liedern gewählter Sprache, von Liedern der Kunst. In Europa wandeln sich Sprache und Formen unter dem Einfluß der romanischen Kanzone. Es erscheinen die vielstrophigen Großformen. Die alte volkstümliche Liebeslyrik wird überschichtet von der Minnelyrik einer neuen Gesellschaft mit neuen Vorstellungen, neuer Sprache und neuen Formen. Wandel von Sprache und Form gehen Hand in Hand. Walther von der Vogelweide bietet sprechende Beispiele. (Erschienen als Heft 2 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 6. Mai 1960

(Gemeinsame Sitzung beider Klassen)

Herr Paul ALTHAUS gibt einen Bericht über die Leben-Jesu-Forschung: „Der gegenwärtige Stand der Frage nach dem historischen Jesus.“

Obgleich wir an sich gute Quellen für das Leben Jesu haben, stellt die Überlieferung über Jesus in den Evangelien doch Probleme. Das Johannes-Evangelium gibt nicht den historischen Jesus wieder, sondern trägt das Bild des Erhöhten in sein irdisches Leben zurück. Aber auch die drei ersten, die „synoptischen“ Evangelien sind nicht einfach Bericht, sondern zugleich Bekennt-

nis des Glaubens an Jesus. Sie spiegeln nicht nur die Geschichte Jesu wider, sondern auch die der frühen Christenheit. Sie bieten nicht nur historische Worte Jesu, sondern ergänzen und verändern sie auch für ihre spätere Situation. Der Bericht über Jesus ist eingefaßt und mitgestaltet durch die „Gemeinde-Theologie“. Was bedeutet das für die Frage nach dem historischen Jesus? Der theologische Liberalismus sah die Gemeindeftheologie als dogmatische Überfremdung der schlichten Botschaft und Gestalt Jesu an und rief zurück von dem Gemeindegdogma und von Paulus zu Jesus. Aber dabei reduzierte man das historische Bild Jesu und verkannte, daß die Gemeindeftheologie bei ihm selber schon vorbereitet ist. Das Urchristentum hat nach seinem eigenen Zeugnis das wahre Sein und die Bedeutung Jesu erst von seinem Ausgang her verstanden. Daher hat die Christenheit von den ersten Tagen an nie einen anderen Christus gekannt als den, der der geschichtliche und der vollendete zugleich ist. In dem „gepredigten Christus“ der urchristlichen Verkündigung haben wir den wirklichen Jesus. Das hat vor allen Martin KÄHLER in Halle 1892 bahnbrechend ausgesprochen. Seine Erkenntnis ist von der neuesten Theologie wiederaufgenommen. Man hat sie dabei z. T. übersteigert, z. B. R. BULTMANN, indem man jede kritische Rückfrage hinter das „Kerygma“ ablehnte. Aber die Frage, ob die urchristliche Christus-Botschaft nicht ein von religiöser Sehnsucht erdichteter Mythos sein könnte, läßt sich nicht abweisen. Es gilt nachzuweisen, daß die Botschaft aus einer wirklich geschehenen Geschichte erwachsen ist und die Antwort auf sie darstellt. Solche historische Rückfrage hinter die urchristliche Botschaft führt zu einem klaren Ergebnis: die entscheidenden Züge der Person und Geschichte Jesu, die zu der „Christologie“ geführt haben, sind durch alle „Gemeindeftheologie“ hindurch deutlich genug zu erkennen. Dabei bekommt auch die Theologie der Gemeinde, anders als im Liberalismus, ein grundsätzlich positives Vorzeichen: sie ist, aufs Ganze gesehen, doch ein Zeugnis von dem wirklichen Jesus Christus, auch im Sekundären, auch im Legendären, wenn auch in individueller und zeitgeschichtlich bestimmter Brechung.

Über das Verhältnis Jesu und des Urchristentums zu der Gemeinde am Toten Meer (Qumran-Texte) ist zu sagen: 1. Zwi-

schen Jesus und den Qumran-Leuten besteht, trotz einiger verwandter Züge, im Entscheidenden ein schneidender Gegensatz, vergleichbar dem zwischen Jesus und den Pharisäern; 2. Zu der Ergänzung und teilweisen Umformung von Worten Jesu in der Gemeinde hat ohne Frage jüdisches Erbe mitgewirkt – wieweit im besonderen Gedanken der Gemeinde am Toten Meer, läßt sich noch nicht sicher erkennen.

(Erschienen als Heft 6 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 3. Juni 1960

1. Herr Franz BABINGER trägt vor: „*Zwei unbeachtete Stambuler Gesamtansichten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts*“. Er berichtet, daß ihm 1945 beim ‘sacco di Berlino’ auch ein aus rund 2000 Karteiblättern bestehendes Verzeichnis von Reisen nach oder über Konstantinopel zugrunde ging. In ihm sollte u. d. T. ‘*Itinera Constantinopolitana*’ eine Übersicht über Fahrten nach dem byzantinischen und osmanischen Konstantinopel/Stambul bis zum Zusammenbruch des Osmanenreiches aufgezeigt und der Forschung ein Hilfsmittel zum Studium dieser Stadt verschafft werden. Als ‘*Anhang*’ war ein Bild-Inventar gedacht.

Der Plan, alle erreichbaren Ansichten von Konstantinopel vor und nach der Eroberung durch Mehmed II. (1453) in zeitlicher Folge zusammenzustellen, wurde nach Kriegsschluß vom Verf. wieder aufgegriffen. Wieviel in diesem Felde noch zu tun übrigbleibt, glaubt der Verf. mit einer Abhandlung dargetan zu haben, die unter dem Titel ‘*Drei Stadtansichten von Konstantinopel, Galata (‘Pera’) und Skutari aus dem Ende des 16. Jhdts.*’ (Mit 1 Farbtafel und 3 Abb. im Text) im LXXXVIII. Bande der ‘*Denkschriften der Österr. Akad. der Wissenschaften*’, philos.-hist. Klasse, 1959 zu Wien erschienen ist. Darin wurde erstmals der Nachweis erbracht, daß nahezu sämtliche seit dem Ausgang des 16. Jhdts. in Europa ans Licht getretenen Panoramen von Konstantinopel, die die vorher allein üblichen Vogelschauen ablösen, auf ein einziges Urbild zurückgeführt werden müssen, das dem hessischen Griffelkünstler und Chronisten Wilhelm DILICH († Anf. April 1655 zu Dresden) verdankt wird. Die Frage nach

der Herkunft der zeichnerischen Unterlagen seines Werkes hat Cornelius GURLITT (1850–1938) in seinem Aufsatz 'Zur Topographie Konstantinopels im XVI. Jhdt.' (= *Orient. Archiv* II, Leipzig 1911/12) dahin beantwortet, daß er eine Abhängigkeit von Melchior LORICHS' Stambuler Stadtansicht des Jahres 1559, die Eugen OBERHUMMER 1902 in seinem Tafelwerk 'Konstantinopel unter Suleiman dem Großen' (München 1902) nach der Handzeichnung des Flensburger Meisters erstmals bekannter machte, annahm. Bis heute steht nicht fest, welcher Vorlage sich W. Dilich wirklich bediente. M. Lorichs' Panorama läßt sich, ebenso wie die vom Verf. herausgegebene farbige Stadtansicht aus den Jahren 1580/92 als von W. DILICH unbenützt feststellen.

Im Sommer 1959 stieß der Verf. bei einer dem geplanten Buche dienenden Bestandsaufnahme der in der Kartensammlung der Österr. Nationalbibliothek zu Wien verwahrten Stiche auf eine Stambuler Stadtansicht von ungewöhnlichen Ausmaßen. Der gewaltige, aus dem 'Atlas' des Brandenburger Freiherrn Philipp v. STOSCH († 1757 zu Florenz, begraben zu Livorno) stammende Kupferstich besteht aus 4 gleichgroßen Blättern und mißt in der Länge 200, in der Höhe 46 cm. Sie sind durchgehend italienisch beschriftet. Am Schluß ist zu lesen: 'Giovanni Temini Intagliator in Venetia/a S. Salvatore all Insegna della Naue' mit der Jahreszahl 1642. Daraus läßt sich mit Sicherheit folgern, daß ein 25 Jahre nach AHMEDS I. Tod verwendetes Panorama von Stambul vom venedischen Zeichner, Kupferstecher und Verleger Giovanni Temini gefertigt und in den Handel gebracht wurde. Dieser erscheint freilich in allen verfügbaren kunstgeschichtlichen Nachschlagewerken mit Artikeln, die sich inhaltlich kaum unterscheiden.

Ein glücklicher Zufall erbrachte den eindeutigen Nachweis, daß es sich um ein Plagiat handelt. Schon 1915 hat Isak COLLIJN (1875–1949) als 35. Band der *Kungl. Bibliotekets Handlingar* die in der Kgl. Bibliothek zu Stockholm befindliche Sammlung von Stadtansichten aus dem Besitze des schwedischen Reichskanzlers Magnus Gabriel Graf DE LA GARDIE (1622–1686) geordnet und beschrieben. Unter diesen Stichen befindet sich auch ein vierteiliges Kupfer, 39,4 cm in der Höhe und 214,6 cm in der Länge messend, das ein herrliches Panorama von Stambul zeigt.

Es geht auf den holländischen Stecher, Kunsthändler und Verleger Pieter VAN DEN KEERE aus Gent zurück und ist 1616 entstanden. Aus I. COLLINS Beschreibung geht hervor, daß es folgenden Titel trägt: CONSTANTINOPOLITANAE URBIS EFFIGIES AD VIVUM EXPRESSA, QUAM TURCAE STAMPOLDAM VOCANT. Es entspricht, noch dazu in seiner mißverstandenen türkischen Benennung (*Stampoldam*, richtig *Istanbuldan* mit dem Abl.-dan) buchstäblich der Überschrift, die der ältere Matth. MERIAN 1635 beim Nachstich des Dilichschen Aufrisses verwendet hat. Weitere Ähnlichkeiten bestehen indessen nicht. Unterfertigt ist der Stich: '*Petrus Kaerius Flander Excudebat Amstelodami habitans in platea/vulgo de Calver-strate, in intersignio incerti temporis. anno. 1616. CVM PRIVILEGIO.*'

Unschwer läßt sich vermuten, daß Giov. TEMINI in Venedig 26 Jahre nach Fertigung der holländischen Vorlage des Pieter VAN DEN KEERE diese nachstach und als eigenes Werk ausgab.

Giov. TEMINI war indessen nicht der erste, der den Stich Pieter VAN DEN KEERES für seine eigenen Zwecke verwandte und auch dessen Stadtbeschreibung fast wörtlich ins Italienische übertragen ließ. Die vier Kupferplatten gingen 1623 durch Kauf in den Besitz des Kupferstechers und Verlegers Claes Jansz. VISSCHER in der gleichen Kalverstraat über, der kein Bedenken trug, sie unter eigenem Namen 1626, ebenfalls '*Cum Privilegio*' in Amsterdam heraus- und in den Handel zu bringen. Er hat lediglich die Namen und die Jahreszahl vertauscht. Der Stich trägt nunmehr die Bezeichnung '*Nicolaus Joannes Visscher. Excudit Amstelodami habitans in platea vulgo de Calverstrate, in intersigno Piscatoris. Anno 1616*'. Ein Abdruck dieses weiteren Plagiats befindet sich im Maritiem Museum 'Prins Hendrik' zu Rotterdam, wo er die Beachtung von Mr. B. VAN 'T HOFF erregte und ihn zu einer Bearbeitung reizte. Vgl. *Een Panorama van Konstantinopel uit het begin van de gouden eeuw* (= *Jaarverslag 1954 van het Maritiem Museum 'Prins Hendrik'*; Rotterdam 1956) und DERS., *Grote Stadspanorama's, gegraveerd in Amsterdam sedert 1609* (= 47. *Jaarboek Genootschap Amstelodamum 1955*, S. 88 ff., bes. S. 120f.). Das Original des Pieter VAN DEN KEERE läßt sich bisher nur in zwei Abzügen nachweisen, deren einer in Stockholm, deren zweiter im Britischen Museum zu London verwahrt wird. Welche

Zeichnung Pieter VAN DEN KEERE als Vorlage diente, ist bislang ungeklärt. Mr. VAN 'T HOFF vermutete einen Begleiter des holländischen Gesandten bei der Hohen Pforte, Cornelis HAGA (1578–1654), der von 1612 bis 1639 die Niederlande in Stambul vertrat und bereits Ende 1616 an die Generalstaaten ein sorgfältiges 'Konterfei' von Stambul übermittelte, oder aber einen Engländer, der George SANDYS (1578 bis 1644) im Jahre 1610 nach dem Morgenland begleitete. Aus den zahlreichen Ausgaben seines bekannten Reisewerkes läßt sich darüber kein Anhaltspunkt gewinnen. Francis DELARAM († 1623) hat mehrere der vielen darin befindlichen Stiche, darunter auch eine Abbildung des großherrlichen Serajs, geschaffen. In der zweiten Hälfte des 17. Jhdts. sind in Holland weitere Riesenansichten von Stambul herausgebracht worden (z. B. von dem frühverstorbenen Dancker DANCKERTS, 1634–1666), die im Anschluß an diese Untersuchung in einer weiteren Arbeit auf ihre Herkunft und ihre etwaige Abhängigkeit geprüft werden sollen.

(Erschienen in der Reihe der Abhandlungen als Heft 50 der Neuen Folge)

2. „Zur Biographie von Johann Heinrich Plath (1802 bis 1874)“ sprach Herr Herbert FRANKE. Die Persönlichkeit von Joh. Heinr. Plath (1802–1874) ist aus dreierlei Gründen bemerkenswert: zunächst durch seine wissenschaftlichen Leistungen als Sinologe, sodann durch seine Teilnahme an den Göttinger Unruhen im Januar 1831 und schließlich durch seine Tätigkeit als Bibliothekar der Reichs- und Parlamentsbibliothek in den Jahren 1848/49. Die im Niedersächsischen Staatsarchiv zu Hannover aufbewahrten Prozeßakten gegen Plath, die Akten des Universitätsarchivs zu Göttingen sowie Archivalien aus bayerischen Beständen erlauben es, den Anteil des damaligen Privatdozenten Plath an den Göttinger Unruhen sowie die Stationen seines Prozesses genau zu verfolgen, der mit der Verurteilung zu zwölf Jahren Zuchthaus endete. Die Akten gestatten gleichzeitig einen Einblick in die Göttinger Universitätsverhältnisse um 1831 und zeigen, wie durch die Unruhen auch Plaths Schwiegervater, der Philosoph Karl Christian Friedrich Krause (1781–1832), betroffen und schließlich von der Universität Göttingen vertrieben wurde.

Die Philosophie Krauses galt auch noch nach seinem Tode als politisch gefährlich; in eine Aktion zur Herausgabe von Krauses Nachlaß griff auch König Ludwig I. von Bayern persönlich ein.

Plath, der nach Abschluß seiner Bibliothekarstätigkeit in Frankfurt nach München übersiedelte und dort 1860 zum ao. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, 1865 zum ordentlichen Mitglied, hat auf dem Gebiete der Sinologie auch heute noch beachtenswerte Leistungen aufzuweisen. Der Schwerpunkt seiner Arbeiten lag auf der Realienkunde des alten China, doch hat er auch rein geschichtliche und philologische Themen behandelt. Die von Plath entwickelte Methode der Quellenauswertung ist, nach jahrzehntelanger Vergessenheit, erst von der Leipziger Schule der Sinologie wieder aufgegriffen worden, wie denn überhaupt manche Stellen in Plaths umfangreichem wissenschaftlichem Lebenswerk ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind.

(Erschienen als Heft 12 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 8. Juli 1960

1. Herr Friedrich BAETHGEN sprach über „Ein Pamphlet Karls I. von Anjou zur Wahl Papst Nikolaus' III.“. Es handelt sich um ein bisher unbekanntes längeres Schreiben vom Frühjahr 1277, gerichtet an den Kardinal Wilhelm von Bray, der seiner französischen Herkunft entsprechend bis dahin zur angiovinischen Kardinalspartei gehört, aber nun für den Kardinal Johann Gaetan Orsini gestimmt und dadurch seine Wahl zum Papst ermöglicht hatte. Das Schreiben, in dem der König dem Kardinal wegen seines Parteiwechsels die heftigsten, sich bis zu ausgesprochenen Beleidigungen steigenden Vorwürfe macht, eröffnet interessante Einblicke in die Rivalitäten und Kämpfe innerhalb des damaligen Kardinalskollegs und ist zugleich überaus bezeichnend für die Haltung Karls I., der in den ihm nahestehenden Kardinälen nichts anderes erblickte als bloße Werkzeuge seiner politischen Bestrebungen. Dabei ist besonders zu beachten, daß der Zorneserguß des Königs, wie durch eine stilistische Analyse gezeigt wird, nicht etwa ein in der Erregung

des Augenblicks entstandener und nur für den Empfänger bestimmter Privatbrief ist, sondern ein in der Kanzlei ausgearbeitetes, auf Wirkung in breiteren Kreisen berechnetes Manifest, dazu bestimmt, den Kardinal vor der Öffentlichkeit zu diffamieren.

(Erschienen als Heft 7 der Sitzungsberichte 1960)

2. Herr Walther v. LOEWENICH sprach über „Die Eigenart von Luthers Auslegung des Johannes-Prologes“. Das Thema ist im Rahmen der Frage nach Recht und Eigenart von Luthers Schriftauslegung zu sehen. Es will zugleich einen Beitrag zu der Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte der kirchlichen Schriftauslegung liefern. Als Haupttypen abendländischer Prologexegese vor Luther werden die entsprechenden Abschnitte aus Augustins Johannes-Traktaten und aus der Johannes-Auslegung des Thomas von Aquin dargestellt. Zu prüfen ist das Verhältnis Luthers zur Prologexegese in der *Glossa ordinaria*, bei Erasmus von Rotterdam und bei Faber Stapulensis. Luthers eigene Auslegung läßt sich erfassen in einer Predigt von 1514, in der Kirchenpostille von 1522, in den Reihenpredigten von 1537/38, in einer Disputation von 1539 und in einer Anzahl von Einzelpredigten. Luther ist in starkem Maße der exegetischen Tradition verpflichtet. Daraus erklärt sich die Selbstverständlichkeit, mit der er den Prolog im Sinne der kirchlichen Trinitätslehre und Christologie thetisch und polemisch interpretiert. Die Eigenart seiner Auslegung besteht darin, daß er entschieden von der philosophischen Deutung abrückt. Johannes ist ein Evangelist, kein Platonist. Der biblischen Offenbarung wird ein Denken *sui generis* zuerkannt. Die heilsgeschichtliche Deutung verdrängt die spekulative. Die Logologie wird auf Christologie reduziert. Die christozentrische Auslegung verleiht den johanneischen Aussagen einen exklusiven Charakter. Die Möglichkeiten einer „natürlichen Theologie“ schrumpfen auf ein Minimum zusammen. Vernunft und Glaube, Gesetz und Gnade stehen einander antithetisch gegenüber. Luther ist seinen Vorgängern in der Beobachtung des Textes überlegen. Er hat philologisch von der humanistischen Exegese gelernt. Eine historisch-kritische Auslegung im modernen Sinn kennt Luther noch nicht. Der eigentliche Fortschritt seiner Exegese liegt in der

Konzentration auf das *centrum scripturae*. Der religionsgeschichtliche Hintergrund des Johannes-Prologes ist ihm noch unbekannt. Von daher ergeben sich die Größe und die Grenze seiner exegetischen Leistung.

(Erschienen als Heft 8 der Sitzungsberichte 1960)

3. Herr Hans SEDLMAYR legt eine von dem korr. Mitglied Walther REHM in Freiburg übersandte Arbeit: „Heinrich Wölfflin als Literarhistoriker. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe von Michael Bernays, Eduard und Heinrich Wölfflin“ vor. Die Arbeit behandelt in acht Abschnitten Wölfflins literarhistorische Veröffentlichungen über Salomon Geßner, W.H. Wackenroder und Goethe und sucht sie in den Entwicklungsgang des Kunsthistorikers und in seine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Norden und Süden und mit dem Problem des Klassischen einzuordnen.

Der Anhang bringt den kleinen, wohl vollständig erhaltenen Briefwechsel zwischen Wölfflin und seinem Münchener Lehrer, dem Literarhistoriker Michael Bernays, aus den Jahren 1885 bis 1893 und Briefe Eduard Wölfflins an Michael Bernays.

(Erschienen als Heft 9 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 7. Oktober 1960

1. Herr Kurt v. FRITZ trägt vor: „Mathematiker und Akusmatiker bei den alten Pythagoreern“. Die Überlieferung über die beiden Gruppen, in welche die altpythagoreische Gemeinde zerfiel, die Mathematiker und die Akusmatiker, ist widersprechend. Bald heißt es, die Akusmatiker seien auch von den Mathematikern als echte Pythagoreer anerkannt worden, diese von jenen dagegen nicht, bald umgekehrt. Der Widerspruch läßt sich aus der geschichtlichen Entwicklung erklären. Zum Teil auf Grund direkter Überlieferung, zum Teil auf Grund allgemein historischer und sprachgeschichtlicher Indizien läßt sich zeigen, daß die 'Mathematiker' ursprünglich den inneren Zirkel der Vollpythagoreer bildeten, die sich vor allem mit philosophischen und wissenschaftlichen Problemen beschäftigten.

Durch die Akusmatiker dagegen, welche der Gemeinde nur loser angegliedert und von den strengsten Regeln des Ordens, wie dem Verbot der Tieropfer und des Fleischgenusses, befreit waren, übte diese ihren politischen Einfluß aus, der eine Zeitlang sehr beträchtlich war.

Gerade in dem inneren Zirkel der sogenannten Mathematiker wurden jedoch die philosophischen und wissenschaftlichen Lehren weiter entwickelt, so daß sie sich von der ursprünglichen Lehre des Pythagoras entfernten. Einige der Mitglieder des inneren Zirkels wie Hippasos von Metapont zeigten sich auch aufgeschlossen gegenüber den um die Mitte des fünften Jahrhunderts erstarkenden demokratischen Tendenzen, während die Mehrzahl der akusmatischen Politiker die alten aristokratischen Traditionen unverändert zu erhalten suchten und sich, um diese theoretisch zu stützen, auch ängstlich an die wörtlich verstandenen Lehren des alten Pythagoras klammerten. So kam es, daß sie, obwohl dem Orden ursprünglich nur loser verbunden, später in Anspruch nehmen konnten, die wahren Pythagoreer zu sein, während die Mathematiker in Ketzerei verfallen seien.

Die Mathematik im modernen Sinne, die ursprünglich Historie genannt wurde, hat ihren Namen davon erhalten, daß sie immer mehr zum Kernstück der Forschungen und Lehren der 'Mathematiker' unter den Pythagoreern geworden war und daß nach der Sprengung des Ordens viele der Mathematiker im alten Sinne sich vornehmlich der mathematischen Forschung widmeten.

(Erschienen als Heft 11 der Sitzungsberichte 1960)

2. Herr Hans RHEINFELDER berichtet über „Lebensvorgänge, Krankheiten und Heilung in den Gedichten Cecco Angiolieris und anderer burlesker Dichter der Dantezeit“. Mehr als aus den Dichtungen des „dolce stil novo“ kann man aus den burlesken Sonetten der gleichen Zeit kulturgeschichtliche Erkenntnisse gewinnen. Für die biologischen und medizinischen Ansichten der Zeit sind am ergiebigsten die 150 Sonette von Cecco Angiolieri aus Siena. Daneben erfährt man mancherlei auch aus den Sonetten von Rustico Filippi, Folgóre da San Gimignano, Niccolò del Rosso, Marino Ceccoli, Cecco Nuccoli, Pieraccio Tedaldi u. a. In der Biologie vom Men-

schen begegnet häufig die Bedeutung eines guten Magens (der „Straußenmagen“) und einer widerstandsfähigen Haut (die Haut als Gefäß des Lebens). Die Vorstellungen vom Sterben sind sehr mannigfaltig, biologisches Wissen verbindet sich mit dichterischer Phantasie. Besonders häufig begegnet das Bild vom Einzug des leibhaftigen Todes in den menschlichen Körper. – Was die Krankheiten anlangt, so sind es Kopfschmerzen, Husten und andere Erkältungserscheinungen sowie verschiedene Arten von Fieber (Dauerfieber, Dreitagefieber, Viertagefieber), die in der burlesken Dichtung am häufigsten vorkommen. In Gedichten, die nach 1340 entstanden sind, wird des großen Sterbens in diesem Pestjahr Erwähnung getan. Im übrigen spielt der Verlust der Zähne im Alter und die Erblindung eine große Rolle. – Der Arzt wird als Schüler des Hippokrates und des Galenus geachtet und genießt besonderes Ansehen, wenn er von der hohen Schule von Salerno kommt. Tritt er unter dem Namen Taddeo auf, so mag die Benennung nach dem berühmtesten Arzt des 13. Jahrhunderts, Taddeo Alderotti, erfolgt sein. Die alten Familien in den italienischen Kommunen haben ihren Hausarzt. Bei Turnieren ist der Chirurg zur Stelle. – Das Vertrauen zu den vom Arzt verordneten Heilmitteln ist nicht immer groß; mehr erwartet der burleske Dichter von einem naturgemäßen Leben nach eigenem Gelüsten. Die von diesen Dichtern erwähnten Heilmittel müssen sehr kritisch betrachtet werden, da sie oft nur ironisch empfohlen werden. Erwähnt werden Gänsedistel, Salbei und Rosmarin, ohne daß freilich dafür eine Indikation angegeben wird. Die Medizin kennt auch Mittel gegen das Ungeziefer (Schnaken), Mittel für und gegen die Liebesleidenschaft. In gar vielen Fällen gilt der Wein als Heilmittel. Sehr oft wird das alte Universalmittel, der Theriak, erwähnt, der schon im Altertum gegen Tierbiß und Vergiftung aus zahlreichen einfachen Mitteln zusammengestellt wurde und sich bis ins 19. Jahrhundert gehalten hat. Besonders geschätzt wurde er, wenn er von jenseits des Meeres, aus Ägypten kam. Wenn Cecco Angiolieri einmal den Kopf der Aale aus der Chiana noch höher als den besten Theriak wertet, so meint er es ironisch, doch mag dabei der Glaube an die Heilkraft des Natternfleisches (das auch dem Theriak beigegeben wurde) hereinspielen. Fast ebenso allgemein,

nur kostspieliger ist der Gebrauch des zu Pulver zerriebenen Goldes, das gegen alle Krankheiten den Speisen beigemischt wird. Cecco Angiolieri glaubt, daß sein allzu langlebiger Vater regelmäßig Gold einnehme. Auch Ansätze zu Psychotherapie lassen sich bei diesen Dichtern feststellen. Daß die Hygiene im damaligen Italien mehr entwickelt war als im Norden, bestätigt ein Sonett Ceccos über seine Erlebnisse in Deutschland.

(Erschienen als Heft 10 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 11. November 1960

Herr Franz BABINGER trägt vor: *Laudivius Zacchia*, Erdichter der 'Epistolae Magni Turci' (Neapel 1473 u. ö.).

Der um 1435 zu Vezzano Ligure geborene '*Laudivius eques Hierosolymitanus*' gehört der dort seit dem hohen Mittelalter seßhaften Familie Zacchia, nicht aber, wie A. Neri im *Giornale Ligustico*, II (1875), 137 ff. sich Mühe gibt glaubhaft zu machen, dem Feudalgeschlecht der De Nobili an, das lediglich mit den Zacchia sich wiederholt versippte. *Laudivius* studierte zu Ferrara, wahrscheinlich unter Guarino Veronese († 1460), kam dann, vielleicht angelockt durch das Mäzenatentum seines engen Landsmannes Papst Nikolaus V. (1397–1455), nach Rom, von wo er indessen bald wieder abgezogen sein und sich nach Neapel begeben haben muß. Inzwischen war er, sicherlich schon 1469, im östlichen Mittelmeer als Beobachter der Inselwelt und Sammler griechischer Handschriften, von denen sich einige auf der Vatikanischen Bibliothek erhalten haben, tätig gewesen. In Ferrara hatte er sich nach 1465 dem Markgrafen Borso von Este mit einem in Jamben verfaßten Trauerspiel '*De captivitate ducis Iacobi*' (Urschrift auf der Biblioteca Estense zu Modena, hrsg. v. C. Braggio im *Giornale Ligustico*, XI [Genua 1884], 50 ff., 111 ff.), worin er das traurige Ende des umbrischen Söldnerführers Conte Iacopo Piccinino († 12. VII. 1465 zu Neapel) im Stile Senecas dramatisch behandelte, wohl in der Hoffnung auf geldliche Unterstützung genähert, hat aber den Musenhof von Ferrara spätestens nach dem Tode dieses Fürsten verlassen und den der Aragonier in Neapel aufgesucht.

Dort verfaßte er seine drei als Wiegendrucke veröffentlichten Werken *'De laudibus sapientiae'* (Rom, Joh. Gensberg, um 1472), *'De vita Beati Hieronymi'* (Neapel, Sixtus Riessinger, 14. VI. 1473, Rom, o. J., Joh. Gensberg, Rom, Ulrich Han, 22. XI. 1475, Rom, Johs. Besicken, 11. VII. 1495) sowie die *'Epistolae Magni Turci'*, die erstmals am 17. IX. 1473 durch Arnold von Brüssel in Neapel aufgelegt, dann weitere zwanzig Male als Wiegendrucke in Italien, Deutschland, Holland, Katalonien und Südfrankreich (Brescia, Mailand, Neapel, Rom, Treviso, Leipzig, Würzburg, Antwerpen, Deventer, Lérida, Lyon? Toulouse?) herausgebracht wurden, also für damalige Zeiten eine erstaunliche Verbreitung erfuhren. Auch nach 1500 bis zum Ende des 17. Jh. (zuletzt Berlin 1691) wurden diese 'Briefe des Großtürken' immer wieder aufgelegt und auch ins Italienische (Venedig und Perugia seit 1562) übertragen. Es handelt sich um reine Erdichtungen von Sendschreiben, die Sultan Mehmed II. (1451–1481) an gewisse Staaten des Abendlandes gerichtet oder von deren Lenkern erhalten haben soll.

Vermutlich hat Laudivius, der sich in Neapel mit Giovanni Pontano zeitweise befreundete und wohl auch zu den Mitbegründern der Accademia Pontaniana zählte, diese Stadt vieler Anfeindungen wegen verlassen und sich spätestens 1473 aufs Land nach Cicciano (Campania) zurückgezogen. Im Sommer 1475 erscheint er, vielleicht im Dienste der Johanniter, zu deren Ritterschaft er gehörte, auf der Insel Rhodos, die sich damals für einen Angriff der Osmanen rüstete. Von dort schrieb er am 1. VIII. 1475 einen Brief an den ihm günstig gesonnenen Kardinal Iacopo Ammanati de' Piccolomini (1422–1479), worin er die Eroberung von Kaffa (Feodosia) auf der Krim schilderte und auf die drohenden Gefahren hinwies, die der Christenheit durch das Vordringen Mehmeds II. erwachsen müßten. Am Ende dieses Briefes spricht er auch von seiner *'Geographia Insularum'*, womit er eine Landeskunde der griechischen Inselwelt geboten zu haben scheint. Dieses Werk dürfte verschollen sein.

Laudivius hatte seine Feder und auch sein Schwert in den Dienst der Türkenbekämpfung gestellt, aus ihr aber auch finanziellen Nutzen gezogen, der vor allem in Zuwendungen der Kurie

und der Kurienkardinäle, vor allem des I. Ammanati sowie des Bartolomeo Roverella († 1476), bestanden haben dürfte. Über seine letzten Lebensjahre und über sein Ende fehlen bisher jegliche Nachrichten. Obwohl Laudivius keinesfalls zu den bedeutenden italienischen Frühhumanisten rechnet, kommt ihm als Verfasser der *‘Epistolae Magni Turci’*, die sich mehr als 200 Jahre auf dem europäischen Büchermarkt zu halten vermochten, nicht geringe Bedeutung zu, weil aus der für seinerzeitige Begriffe beträchtlichen Zahl der Nachdrucke dieses Büchleins sich eine starke Beeinflussung der öffentlichen Meinung in der Türkenfrage erkennen lassen dürfte.

(Erschienen als Heft 13 der Sitzungsberichte 1960)

Sitzung vom 9. Dezember 1960

Herr Theodor MÜLLER spricht über „Frühe Beispiele von Retrospektive in der deutschen Plastik“. In der nordeuropäischen Plastik des Mittelalters gibt es zahllose Darstellungen, deren Inhalte in einer bis zur Antike zurückreichenden Tradition wurzeln. Dazu treten die Momente der Wachstumsverbundenheit der mittelalterlichen Plastik mit den Requisiten der späten Antike. Die systematische Erforschung dieser Zusammenhänge hat eben in den letzten Jahren erstaunliche Ergebnisse gezeitigt. Sie erwiesen die „geheime Unsterblichkeit“ des antiken Erbes. Immer aber ist bei diesen Beziehungen der mittelalterlichen Plastik zur Antike der Gestaltwandel so radikal, daß nur selten im Sinn der Renaissance die Sehnsucht nach einer renovatio eindeutig in Erscheinung tritt. Die Anlässe zur Retrospektive in der nordeuropäischen Kunst lagen in sehr viel individuelleren Bereichen. Sie wurden erst in nachmittelalterlicher Zeit in einem allgemeineren Sinn symptomatisch. Retrospektive wurde zu einem Phänomen des „Archaismus“.

In dem thematischen Bereich der mittelalterlichen Plastik gab es ganz besonders drei Anlässe zur Retrospektive, nämlich: die Reliquienbüste, dann das oft erst lang nach dem Tod erstellte Grabmal, dessen Erscheinung mitunter weit zurückreichende genealogische Ambitionen zu monumentalisieren hatte, und das

Stifterdenkmal, das der Dokumentierung und frommen Erinnerung rechtlicher Traditionen diene. Es gelingt nicht, an Werken dieser Art aus der Zeit vor der Renaissance evidente Züge einer beabsichtigten Retrospektive im archaisischen Sinn auszumachen, wenn man absieht von der aus dem Verismus der Spätgotik resultierenden, gelegentlichen Wiedergabe einer älteren Gewandung oder Rüstung oder eines alten gestifteten Kirchengebäudes. Die einzige Ausnahme ist vielleicht die lebensgroße Stuckfigur Karls des Großen in Münster (= Müstair), Graubünden. Sollte hier die inneralpenländische Abgeschiedenheit der Diözese Chur einen sonst nicht nachweisbaren Archaismus gezeitigt haben? Um so auffallender ist, wie häufig sich seit der Renaissance bei solchen Aufgaben eine Art von Stilimitation allerdings meist kraftloser Art eingestellt hat.

Der sonderbarste Fall einer möglichen Retrospektive in der deutschen Plastik ist der älteste, nämlich die Reliefdarstellungen an den Gewänden der Grabtumba des Papstes Clemens II. im Bamberger Dom. Von Reitzenstein hat 1929 wahrscheinlich gemacht, daß in der untektionischen Räumlichkeit dieser Reliefs vielleicht Vorlagen von Reliefdarstellungen des ursprünglichen Papstgrabes aus dem 11. Jahrhundert nachklingen. Dies wäre ein echter Fall von Retrospektive in der Plastik des hohen Mittelalters, für den Parallelen bisher nicht erkenntlich geworden sind. In der neuesten Veröffentlichung des Bamberger Papstgrabes bezweifelt Reitzenstein selbst die stilbildende Kraft von Vorlagen des 11. Jahrhunderts, dermaßen daß die Verbindlichkeiten dieser Voraussetzung lediglich thematischer Art gewesen sein dürften.

Um so auffallender sind innerhalb der deutschen spätgotischen Plastik einige Beispiele der Abweichung von dieser Gültigkeit des Faktors „Zeit“, Adaptierungen, die aus der religiösen Verehrung eingegeben waren. Es ist also die Spätgotik die Zeit, in der die „alten Bilder“ erstmals in einem neuen Licht aufschienen. Wenn 1471 der Altar von 1421 in der Bozener Pfarrkirche das Vorbild für Pachers Grieser Altar werden sollte, so meine ich, daß dies nur von der Art der Darstellung, d. h. von der Komposition gegolten hat, nicht aber auf den Stil bezogen werden kann. Also ein frühes Beispiel von Retrospektive hinsichtlich des exemplarischen Typus eines ikonographischen Bestandes außerhalb der ästhetischen Bezüge.

Die andere Welt einer empfänglichen Aufnahme selbst gesuchter künstlerischer Eindrücke wird erst ersichtlich, wenn Dürer in dem Tagebuch seiner Niederländischen Reise vermerkt, er habe sich in Köln den Zugang zu Stefan Lochners Dombild aufsperrn lassen. Ebenso berühmt und gleich einer Wallfahrt viel besucht scheint Claus Sluters Kreuzigungsgruppe in der Kartause der Herzöge von Burgund in Champmol gewesen zu sein, und es ist gar nicht anders möglich, als daß Nicolaus Gerhaerts von Leiden Sluters Werke „studiert“ hat. Da es sich hier um eine Tangente handelt, die über mehr als ein halbes Jahrhundert hinwegreicht, haftet an dieser retrospektiven Wahlverwandtschaft das Novum der Individualität.

Diese künstlerische Emanzipation war genetisch mit dem Aufkommen eines Geschichtsbewußtseins des Humanismus verknüpft, wie es für den deutschen Humanismus Harald Keller 1940 in einem Aufsatz des Historischen Jahrbuchs (X, S. 664ff.) treffend aufgezeigt hat. Erst von diesem Moment an wird die Retrospektive in der nordeuropäischen Kunst zu einem allgemeinen Problem. In dieser Zeit begann die „archäologische“ Kenntnis von Werken älterer Plastik bereits so groß zu werden, daß die Imitation bis zur Täuschung perfektioniert wurde – also ein gleicher Vorgang, wie er in Florenz bereits in der Zeit Donatellos zu beobachten ist. So erscheint für den Rückblick des 16. Jahrhunderts Antike ebenso suggestiv wie Kunst der eigenen Vergangenheit. Das retrospektive Interesse entzündete sich anfänglich am Darstellungsinhalt, hat sich dann aber auch dem künstlerischen Formenkanon zugewendet. Eine parallele Erscheinung ist die Aufnahme von requisiten romanischen Bauformen und der spätere Gotizismus in der Architektur.

Interessant wird die eigene Problematik dieses Historismus dadurch, daß für die Plastik des späten 16. und des 17. Jahrhunderts auch die Retrospektive zur deutschen Kunst der Dürerzeit eine wesentliche Quelle geworden ist. Dabei dominiert das religiöse Motiv. Daneben steht der weite Komplex der „spätgotischen Reminiszenzen in der Plastik des deutschen Barock“. Ein Letztes sind die Quellen von Bildinventionen, die der retrospektiven Einstellung dieser Zeit aus der Nutzung großer Kompositionen älterer italienischer Kunst zugewachsen sind.

Wir wissen, wie radikal jener Akt der Selbstbefreiung gewesen ist, der sich in der Florentiner Künstlerwerkstatt um 1500 vollzogen hat. Gemessen daran stand die deutsche Bildhauerkunst des 16. und 17. Jahrhunderts immer noch in stärkeren Bindungen. Beispiele von Retrospektiven zeigen aber die schrittweise Ausweitung des Blickfeldes. Aus dem 18. Jahrhundert haben wir genügend Zeugnisse, die beweisen, wie sehr der schöpferische Bildhauer damals auch schon Augenmensch im modernen Sinn gewesen ist.

(Erscheint 1961 in den Sitzungsberichten)